



Jahrbuch

2017

Hochtaunuskreis



Sonderdruck

Angelika Rieber

Rückkehr als Befreier

Deutsch-jüdische Emigranten in den Armeen der Alliierten

SOCIETÄTS
VERLAG



HOCHTAUNUSKREIS

Angelika Rieber

Rückkehr als Befreier

Deutsch-jüdische Emigranten in den Armeen der Alliierten

Während des Zweiten Weltkrieges kämpften viele deutsch-jüdische Emigranten auf Seiten der Alliierten, zumeist auf Seiten der Amerikaner und der Briten. Sie kehrten als Sieger in ihre frühere Heimat zurück, mit gemischten Gefühlen. Anfang des Krieges wurden Emigranten aus Deutschland in England noch als feindliche Ausländer, „Enemy Aliens“, interniert. Erst im Verlaufe des Krieges erkannten Amerikaner und Briten, über welches enorme Potenzial diese Emigranten verfügten. Sie kannten das Land, aus dem sie geflohen waren, hatten Ortskenntnisse, beherrschten die deutsche Sprache und waren den Ländern, die sie aufgenommen hatten, dankbar für die Zuflucht, die ihnen dort gewährt worden war. Wie erlebten die Emigranten die Rückkehr in ihre frühere Heimat? Der Beitrag widmet sich am Beispiel einiger Soldaten deutsch-jüdischer Herkunft diesem bislang noch wenig erforschten Thema.

„Draußen hörte man die Panzer einfahren...“

Die antisemitische Politik der Nationalsozialisten traf die einzelnen Familien auf unterschiedliche Weise. Viele Familien wurden durch die politische Verfolgung auseinandergerissen, wie beispielsweise die Ullmanns.

Der Germanist Richard Ullmann floh nach seiner Befreiung aus der Haft im KZ Buchenwald, aus der er völlig traumatisiert zurückgekehrt war, 1939 nach England. Seine nichtjüdische Frau und die beiden Töchter, sogenannte „Mischlinge“, blieben in Deutschland zurück. Dort erlebte die Tochter Dia, dass sie aufgrund

ihrer Herkunft 1942 die weiterführende Schule verlassen musste. Noch im Februar 1945 sollte das Mädchen „zum Arbeitseinsatz nach Theresienstadt“, wurde jedoch wie die anderen Oberurseler „Halbjuden“ nach kurzer Verhaftung wieder freigelassen. „Es war der schlimmste Schock meines Lebens“, so Dia Ullmann. Sie erlebte den Tag der Befreiung am 30. März 1945 in Oberursel.

Die anrückenden Truppen der Alliierten sorgten für Unruhe. Am Karfreitag 1945 rückten die Amerikaner ein. Die Ullmanns gingen an diesem Tag zusammen in die Kirche. Statt des Ortspfarrers hielt Professor Schmidt die Predigt in der überfüllten Kirche. „Das war eine Predigt, die alle Wände geschüttelt hat. Draußen hörte man die Panzer einfahren und drinnen eine Bußpredigt ohnegleichen“, so erlebte Dia Ullmann das Kriegsende.



Dia und Christel Ullmann 1945 (Quelle: Familie Ullmann/Sammlung A. Rieber).

„Das hast du mir nie erzählt“

Frank Siegel, er stammte aus Hannover und war mit einer früheren Frankfurterin verhei-

ratet, erlebte die Niederlage Deutschlands aus anderer Perspektive, nämlich als amerikanischer Soldat. Er war an der Befreiung von Ohrdruff, einem Nebenlager von Buchenwald, beteiligt gewesen. Gerade für Soldaten jüdischer Herkunft wie ihn war es eine besonders traumatische Erfahrung, nach Deutschland zu kommen, dort das Ausmaß des Massenmordes selbst zu sehen und zudem noch zu wissen, dass Angehörige auf diese Art und Weise zu Tode gekommen waren. Für Frank Siegel waren diese Erfahrungen so einschneidend und erschütternd, dass er nicht in der Lage war, darüber zu sprechen, auch nicht mit seiner Frau. 50 Jahre später zeigte er Fotos von der Befreiung von Ohrdruff. „Das hast du mir nie erzählt“, kommentierte seine Ruth diese Tatsache.

„Ich wusste nicht, ob ich glücklich oder traurig sein sollte“

Felix Weil wurde ebenfalls als amerikanischer Soldat mit dem Schicksal seiner Familie konfrontiert. Seine mütterliche Familie stammte aus Oberursel. Der Junge wuchs in Frankfurt auf. Nach dem Novemberpogrom 1938 sahen die Eltern keine Chance mehr in Deutschland. 1939 schickten sie ihren Sohn mit einem Kindertransport nach England, um ihm dort eine Schulbildung zu ermöglichen. Den Eltern von Felix Weil und seiner Schwester gelang es nicht mehr zu fliehen. Sie wurden deportiert und ermordet. Nach Kriegsende konnte der frühere Frankfurter zu Verwandten in die USA reisen. Bereits ein Jahr später kehrte er als amerikanischer Soldat nach Deutschland zurück.

„Und wo haben sie mich hingeschickt? Zurück nach Deutschland. Und wo haben sie mich in Deutschland hingeschickt? Gerade zurück nach Frankfurt. Das war eine dramatische Erfahrung für mich, dort anzukommen und die zerstörte Stadt zu sehen, all die Ruinen und die hungrigen Menschen. Ich wußte

nicht, ob ich glücklich oder traurig sein sollte.“ Bis zum Main konnte man schauen, erinnert sich der frühere Frankfurter. Felix Weil kam am Hauptbahnhof an, dort, wo er sieben Jahre zuvor Abschied von seiner Familie genommen hatte. Die Rückkehr an den Ort seiner Jugend und die Tatsache, dass seine Angehörigen von dort deportiert worden waren, erschütterten den jungen Mann zutiefst. Rachegedanken kamen auf. „Dies sind also die Menschen, die meine Eltern ermordet haben. Dies sind also die Menschen, die mein ganzes Leben erschüttert haben. Ich hatte sehr gemischte Gefühle. Was sollte ich tun? Sollte ich ein Gewehr holen und einfach drei Deutsche töten als Ausgleich für den Verlust meiner Angehörigen? Diese Gedanken gingen mir viele Male durch den Kopf.“

Seinen Kameraden verschwieg Felix Weil, dass er ursprünglich aus Frankfurt kam und



Haus in der Wolfsgangstraße in Frankfurt bei Kriegsende (Quelle: Felix Weil/Sammlung A. Rieber).

erklärt dies mit den Erfahrungen, die er als Kind gemacht hatte: „In Deutschland war ich der Jude, in England ein Deutscher, in Amerika wollte ich endlich einmal sein wie alle anderen.“



Felix Weil als amerikanischer Soldat 1946 (Quelle: Felix Weil/Sammlung A. Rieber).

„Sie sind im Begriff, einem merkwürdigen Volk in einem merkwürdigen feindlichen Land zu begegnen“

Die deutsch-jüdischen Emigranten hatten ihre frühere Heimat unfreiwillig verlassen. Für die Mehrzahl war der Neuanfang in ihrem Aufnahmeland schwer. Neben materiellen Problemen kamen die Sorgen hinzu, den Angehörigen zu helfen, noch aus Deutschland zu fliehen. Mit dem Kriegseintritt der USA und der Deportation von Angehörigen und Freunden brach der Kontakt ab. Die Ungewissheit, was mit ihnen geschehen war, stellte eine große Belastung für die Emigranten dar. So gab es für sie sehr unterschiedliche Motive, sich den alliierten Truppen anzuschließen. Sie wollten zur Befreiung Deutschlands vom

Nationalsozialismus beitragen und damit den gemeinsamen Feind besiegen, sie wollten nach Angehörigen suchen oder einen Beitrag zum Neuanfang Deutschlands leisten. Hinzu kam die Dankbarkeit, die sie dem Aufnahmeland mit ihrem Kriegseinsatz erweisen wollten. Die Teilnahme am Zweiten Weltkrieg als Soldaten der alliierten Armeen war für viele die Eintrittskarte in die Gesellschaft ihres Aufnahmelandes. Der Kriegseinsatz in Europa oder im Pazifik verhalf ihnen zu einer raschen Assimilation.

Die Deutschenfeindlichkeit in Großbritannien und den USA trug außerdem dazu bei, sich von ihrem Herkunftsland zu distanzieren. Viele Emigranten verbargen ihre Herkunft und bemühten sich, so schnell wie möglich die Landessprache zu lernen. Beim Eintritt in die Armee änderten sie häufig ihre Namen, teilweise, um damit nicht aufzufallen, teilweise diente diese Umbenennung auch dem Schutz im Falle einer möglichen Gefangennahme.

Die Deutschlandbilder der Alliierten hatten einen großen Einfluss auf die Haltung der deutsch-jüdischen Soldaten. Mit Filmen und Schriften wurden die Soldaten auf ihren Einsatz in Deutschland vorbereitet. Darin wurde Deutschland als kriegsliebende Nation beschrieben, die in den letzten beiden Jahrhunderten mehrere Kriege angezettelt habe. „Wenn Sie die Deutschen kennenlernen, denken Sie wahrscheinlich, daß sie uns sehr ähnlich sind. ...Aber sie sind uns nicht so ähnlich, wie es scheinen mag.“ Lassen Sie sich nicht täuschen, lautet daher die Devise. Die Soldaten wurden vor den Deutschen gewarnt, denn „Sie sind im Begriff, einem merkwürdigen Volk in einem merkwürdigen feindlichen Land zu begegnen“. Daher lautete der oberste Befehl, Fraternisierung mit den Deutschen zu verbieten. Eheschließungen mit Deutschen waren aus diesem Grund, so der „Leitfaden für britische Soldaten in Deutschland 1944“, verboten.

Auch wenn die Skepsis gegenüber den deutsch-jüdischen Soldaten bei den alliierten Truppen weiterhin bestand und viele dies auch deutlich spürten, so wurden sie doch für vielfältige Aufgaben gebraucht. Sie waren vor allem aufgrund ihrer Sprachkenntnisse und als Übersetzer gefragt.

„Das haben sie verdient“

George Sakheim kam 1944 als amerikanischer Soldat nach Deutschland zurück. Die Befreiung des KZ Nordhausen war für ihn eine schreckliche Erfahrung. Er war direkt mit dem Leid der Opfer konfrontiert gewesen und ebenso mit der Haltung der Deutschen den Alliierten gegenüber. „Als ich damals das erste Mal durch Deutschland fuhr, wir hatten gerade Nordhausen befreit, sah ich all diese Trümmer und die Menschen, die nach Nahrung, Matratzen und ähnlichen Dingen suchten. Da dachte ich, das haben sie verdient. Sie sind selbst an ihrem Unglück schuld.“ George Sakheim wurde Übersetzer beim Nürnberger Prozess und war so direkt mit den Tätern konfrontiert. Angeblich hätten sie nichts gesehen oder gehört und seien völlig unpolitisch gewesen. Keiner wollte Nazi gewesen sein. „Natürlich glaubte ich ihnen nicht. Sie logen eindeutig und wollten die Vergangenheit vertuschen. Sie wollten sogar bemitleidet werden.“ Mit seiner Tätigkeit als Dolmetscher wollte Sakheim einen Beitrag zur Bestrafung der Verantwortlichen leisten. Seine damalige Haltung zeigt sich in einem ironischen Kommentar, den er unter ein Foto der zerstörten Stadt gesetzt hatte: „Hitler hatte gesagt: ‚Gebt mir fünf Jahre Zeit und ihr werdet Deutschland nicht wiedererkennen.‘ So hat Deutschland nach fünf Jahren Krieg ausgesehen.“ Sakheim arbeitete im Büro Jackson, zusammen mit 30 anderen Dolmetschern. In besonderer Erinnerung ist dem früheren Frankfurter die Vernehmung von Rudolf Höss, dem Kommandanten in Auschwitz, geblieben: „Es war grausam, schrecklich, unvergesslich.“

Nach seiner Rückkehr in die USA war es George Sakheim möglich, mithilfe eines Stipendiums zu studieren. Er wurde Psychologe.

Auch seine spätere Frau Ilse kehrte nach dem Krieg nach Deutschland zurück. Sie konnte mit einem Kindertransport nach England fliehen, während ihre Eltern ermordet wurden. Ilse Oschirsky entschloss sich, für die Amerikaner tätig zu werden und arbeitete in Offenbach. Gegenüber den Deutschen hatte sie damals sehr negative Gefühle. „Sie haben uns unsere Jugend gestohlen. Sie haben Deutschland ruiniert.“ Immer wieder hatte sie die Frage im Hinterkopf: „Was habt ihr damals gemacht? Was habt ihr gedacht? Habt ihr jemandem geholfen?“ In Offenbach lernte sie auch Menschen kennen, die sich für ihre jüdischen Nachbarn eingesetzt hatten. „Ich habe sehr nette Menschen getroffen, die nicht nur anständig gewesen waren, sondern auch mutig, denn wer Juden geholfen hat, ist ein großes Risiko eingegangen.“ Ihnen gab sie Pakete, die sie von Bekannten und von Hilfsorganisationen erhalten hatte.

Edith Sielski, eine ehemalige Frankfurterin, nahm als englische Soldatin am Nürnberger Prozess teil. Sie war ZuhörerIn. Ihr war es wichtig herauszufinden, was mit ihren Angehörigen geschehen war und ob sie noch am



Internationaler Gerichtshof in Nürnberg 1945/46, George Sakheim unten links (Quelle: George Sakheim).

Leben waren. Ihren Vater hatte sie wiedergefunden. Er hatte Auschwitz überlebt.



George und Ilse Sakheim 1950 (Quelle: George Sakheim).

„Sie waren im Haus meines Onkels einquartiert“

George Jacobi und Peter Nash kamen ebenfalls als amerikanische Soldaten nach Deutschland zurück. Ihr Onkel Walter Nassauer war einst Fabrikbesitzer in Oberursel gewesen. Zusammen mit seinem Geschäftspartner Adolf Gregory betrieb Nassauer ein Sensenwerk in der Hohemarkstraße. Nach der „Arisierung“ des Betriebes verließ Walter Nassauer Deutschland im September 1938. In den USA gelang es ihm nicht, beruflich wieder Fuß zu fassen. Er starb 1942 im Alter von 62 Jahren. Seine Neffen George Jacobi und Peter Nash suchten in Frankfurt und in Oberursel die Stätten ihrer Kindheit und Jugend auf. George Jacobi erinnerte sich an den Besuch in Oberursel: „Nichts davon gibt es heute noch, obwohl das Haus immer noch da war, als ich 1945 einen Tagesausflug in amerikanischer Uniform von Frankfurt aus, wo ich stationiert war, unternahm. Am Ende der Kampfhandlungen wurde mein Cousin Peter (Nash), der Sohn von Hans Nas-

sauer, von der SS angestellt, damit er gefangene deutsche Offiziere befragt. Sie waren in meines Onkels Haus einquartiert, was Peter sehr amüsierte.“

Es muss ein Gefühl von Genugtuung gewesen sein, dass Peter Nash nun vom Haus seines Onkels aus dazu beitragen konnte, die Täter zu überführen und zu bestrafen.



Sensenwerk Nassauer/Gregory (Quelle: Stadtarchiv Oberursel).

Soldat im Camp King

Auch Anselm Hirsch, ebenfalls ursprünglich aus Frankfurt stammend, beschreibt seine ambivalenten Gefühle bei der Rückkehr in seine Heimatstadt. Da der Vater 1938 verhaftet worden war, entschloss sich seine Mutter, fünf der sieben Kinder in ein Kinderheim nach Frankreich zu schicken. Auf abenteuerlichen Wegen, teils voneinander getrennt, gelang es diesen Kindern zu überleben. Die Eltern und zwei der Geschwister wurden deportiert und ermordet. Anselm Hirsch kehrte als amerikanischer Soldat nach Deutschland zurück und war einige Zeit lang im Camp King in Oberursel tätig. Für ihn war es eine schreckliche Erfahrung, zurückzukommen und mit der Ermordung seiner Familienmitglieder konfrontiert zu werden. Sein Bruder Benjamin erzählte von einer Situation, die ihn sehr aufgewühlt hatte. Jemand hatte behauptet, seine Mutter würde noch leben. „Das hat mich so erschüttert, diese Gefühlsbäder, sie

lebt, sie lebt nicht.“ Überall suchte er sie, bis er feststellen musste, dass diese Behauptung nicht stimmte. Solche aufwühlenden Erfahrungen trugen dazu bei, dass sein Bruder Anselm später Rabbiner wurde. Ihm lag bei dieser Aufgabe besonders am Herzen, den Menschen eine positive Lebenseinstellung zu vermitteln, für ihn eine wichtige Grundlage, um einem Verbrechen wie dem Holocaust entgegenzuwirken.

Die deutsch-jüdischen Soldaten der alliierten Truppen waren mit sehr ambivalenten Gefühlen nach Deutschland zurückgekommen. Es war einst ihr Land gewesen, in dem sie sich zu Hause gefühlt hatten. Vor 1933 hätten sie es sich nicht vorstellen können, dieses Land später verlassen zu müssen. Hin- und hergerissen waren sie zwischen Rachegefühlen, Trauer, dem Wunsch, die Täter einer angemessenen Bestrafung zuzuführen, und der Hoffnung, einen Beitrag zum moralischen Wiederaufbau Deutschlands zu leisten. Angesichts der feindlichen Haltung der Alliierten gegenüber Deutschland und den Deut-



Familie Hirsch in Frankfurt (Quelle: Benjamin Hirsch).

schen fiel es ihnen schwer, eine differenzierte Sichtweise zu entwickeln.

„Wir müssen nach vorne blicken“

Als Hitler an die Macht kam, dachte die Familie von Fred Schwab nicht im Entferntesten daran, das Land zu verlassen. Fred spürte in seiner Schule zunächst wenig vom Antisemitismus der Nationalsozialisten. 1935 verließ er jedoch das Goethe-Gymnasium mit dem „Einjährigen“, der Mittleren Reife, um eine kaufmännische Lehre zu beginnen. Zunehmend beschäftigte sich die Familie nun mit Auswanderungsplänen. Zuerst wurde Fred – als Jüngster – 1937 in die USA geschickt, denn in Deutschland hatte er kaum noch berufliche Perspektiven. Während des Zweiten Weltkrieges wurde Fred 1942 in die amerikanische Armee eingezogen und aufgrund seiner Sprachkenntnisse in Deutschland eingesetzt. Es zeichnete Fred wohl schon damals aus, dass er sich um Verständigung bemühte. Er sah nicht alle Deutschen als Nazis und nicht alle Parteimitglieder als Antisemiten. Mit dieser Haltung gelang es ihm, auch später in seiner beruflichen Tätigkeit, an alte Freundschaften wieder anzuknüpfen und neue zu schließen. „Wir müssen nach vorne blicken“, war seine zukunftsorientierte Lebensmaxime. Dennoch war es ihm wichtig, die Erinnerung an die Verbrechen des NS-Regimes und an



Fred und Marianne Schwab, geborene Rothschild, in den späten 40er Jahren (Quelle: Familie Schwab).

die Schicksale jüdischer Familien wach zu halten. So kehrte er mit seiner aus Bad Homburg stammenden Frau Marianne mehrfach wieder nach Deutschland zurück.

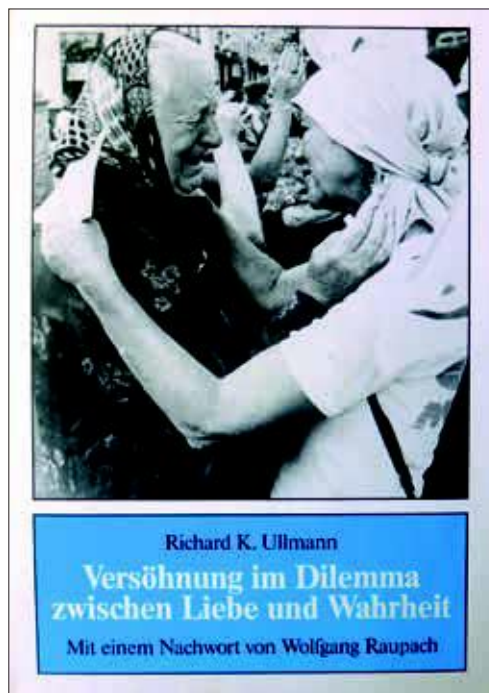
Dilemmas of a Reconciler

Anders als die Mitglieder der alliierten Truppen kehrte Richard Ullmann als Quäker nach Deutschland zurück. Dank der Quäker war es ihm 1939 gelungen, nach England zu fliehen. Dort wurde er als „feindlicher Ausländer“ interniert und auf der berüchtigten „Dunera“ nach Australien gebracht. Mithilfe der Quäker konnte er wieder nach England zurückkehren, denn er sollte nach der Befreiung beim Wiederaufbau Deutschlands helfen. So kam Richard Ullmann 1946 im Auftrag der Quäker in seine alte Heimat zurück. Neben der

Wiedersehensfreude mit seiner Frau und den beiden Töchtern taten sich aber auch Gräben in der Familie auf. Die Heimat war verändert und er auch. „Dies alles irritierte Richard sehr, besonders als er gewahr wurde, dass aus der deutschen Schau manches anders aussah als in der Theorie und den aus Berichten und Zeitungen erlangten Ansichten. Es dauerte lange, bis sich Richards ‚Ihr‘ in das vertraute ‚Wir‘ verwandelte. Hier, in der eigentlichen Heimat, fühlte er sich zum ersten Mal erst richtig heimatlos.“ So beschrieb seine Frau Helene die direkten Nachkriegserfahrungen. Richard Ullmann war in England und Australien einer antideutschen Haltung ausgesetzt gewesen. So fiel es ihm schwer zu sehen, dass auch seine Familie Leid erfahren hatte. Aber Richard Ullmann wollte und konnte nicht mehr in Deutschland leben und entschloss sich, wie-



Richard Ullmann kehrte im Auftrag der Quäker wieder zurück nach Deutschland, 1946 (Foto: Familie Ullmann/Sammlung A. Rieber).



Deckblatt der Schrift von Richard Ullmann: Versöhnung im Dilemma zwischen Liebe und Wahrheit (Sammlung A. Rieber).

der nach England zu gehen. Die Familie folgte ihm später. Dennoch hat Richard Ullmann auf einem anderen Gebiet einen Beitrag zur Verständigung geleistet. Er engagierte sich im Ost-West-Dialog. Bemerkenswert ist seine Schrift „Versöhnung im Dilemma zwischen Liebe und Wahrheit“: „Alle Arbeit und Versöhnung hängt von der Fähigkeit des Versöhners ab, Liebe und Wahrheit in sich selbst zu versöhnen; und wie oft fühlt er sich zwischen beiden hin- und hergerissen! Tatsächlich ist dies das grundsätzliche Dilemma, von dem alle anderen abgeleitet sind.“

Als Hochzeitskutsche diente ein blumengeschmückter Panzer

Anfangs wurde auf das Fraternisierungsverbot hingewiesen, denn persönliche Kontakte zu Deutschen sollten verhindert werden. Schnell stellte sich trotz aller schuldhaften Verstrickungen heraus, dass die in den Filmen und Anweisungen gezeigten Vorstellungen von Deutschland und den Deutschen einseitig waren, sogar dem Wiederaufbau Deutschlands entgegenstanden. Daher hatte auch das Fraternisierungsverbot keine Dauer.

Michael Zuntz, ebenfalls aus Frankfurt stammend, kam als amerikanischer Soldat



Michael Zuntz in Belgien, 1943 (Quelle: Familie Zuntz-Bahr).

wieder nach Deutschland zurück. Auch in seinem Fall wurde seine Sprachkenntnis genutzt. So übersetzte er unter anderem eine Bedienungsanleitung für Görings Salonwagen ins Englische. Er lernte eine junge Deutsche evangelischer Religion kennen und lieben und heiratete sie. Gemeinsam ging das Ehepaar in die USA. Heute lebt die Tochter, die im Rahmen eines Austauschprogramms nach Deutschland gekommen war, in der früheren Heimat der Eltern. Schon früh hatte sie sich mit der Geschichte der Familie beschäftigt.



Michael Zuntz als amerikanischer Soldat in Deutschland, 1946 (Quelle: Familie Zuntz-Bahr).

Eine andere bemerkenswerte Hochzeit fand in der Christuskirche in Oberursel statt. Harry Kahn war im Frankfurter Nordend aufgewachsen. Er verließ Deutschland im November 1938, wenige Tage vor dem Novemberpogrom. Als amerikanischer Soldat war Harry Kahn zwei Jahre lang im Camp King stationiert. Während des Zweiten Weltkrieges war es als sogenanntes Durchgangslager (Dulag) Luft bekannt. Dort wurden alliierte Piloten vernommen. Nach der Besetzung durch die Amerikaner wurden dort deutsche

Kriegsgefangene sowie führende Nationalsozialisten verhört. Aufgrund seiner guten Sprachkenntnisse war Harry Kahn als Dolmetscher an diesen Verhören beteiligt. Seine spätere Frau hatte der frühere Frankfurter bei Kriegsende in Österreich kennengelernt. Die geplante Heirat mit ihr stellte Harry Kahn vor einige Probleme, denn seine spätere Frau Olga war Christin. Ein befreundeter katholischer Pfarrer konnte und wollte dem Paar nicht den Segen geben, da Harry Kahn jüdischen Glaubens war. Der Armee-Rabbiner im Frankfurter Headquarter verlangte eine schriftliche Erklärung, wonach die Kinder jüdisch erzogen werden sollten. Diese Auflage missfiel dem jungen Mann jedoch. „Ich wollte keine Verpflichtung.“ Schließlich gelang es dem Paar, den Pfarrer der Christuskirche zu gewinnen. So heirateten Harry und Olga Kahn in Oberursel. Die Hochzeit muss den Oberurselern hörbar in Erinnerung geblieben sein. Als das frisch getraute Paar aus der Kirche trat, erwartete es eine Überraschung. Statt der gemieteten Hochzeitskutsche stand ein blumengeschmückter Panzer vor der Kirche, um die beiden mit lautem Getöse zum Offiziersclub des Camp King zu bringen, wo anschließend ein rauschendes Fest gefeiert wurde. „Was mögen wohl die Oberurseler empfunden haben, als der Panzer mit den angebundenen Blechdosen



Harry Kahn im ehemaligen Camp King, 1996 (Foto: Angelika Rieber).

mit einem Riesenlärm durch die Stadt fuhr?“, fragte sich Harry Kahn.

„Meine Mutter lehrte mich, nicht zu hassen“

Nur wenige Emigranten kehrten nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wieder dauerhaft nach Deutschland zurück, aber viele von ihnen engagierten sich in ihrer neuen Heimat auf vielfältige Weise – wie Richard Ullmann – oder hielten Kontakte aufrecht.

Blickt man auf die Haltungen der alliierten Soldaten mit deutsch-jüdischem Hintergrund, so wird deutlich, dass sicherlich anfangs Rachegeanken eine nicht unwichtige Rolle spielten. Doch nach der Befreiung ist ein deutlicher Wandel in der Sichtweise feststellbar. Die deutsch-jüdischen Emigranten entwickelten in der Mehrzahl trotz ihrer traumatischen Erfahrungen, wie dem Verlust von Angehörigen, überwiegend ein differenziertes Bild vom Verhalten der Bevölkerung in Deutschland. Doch die ambivalenten Gefühle gegenüber der alten Heimat blieben präsent.

Quellen:

- Leitfaden für britische Soldaten in Deutschland 1944, Köln 2015
- Rieber, Angelika: Wir bleiben hier. Lebenswege Oberurseler Familien jüdischer Herkunft, Oberursel 2004
- Rieber, Angelika: „Meine Mutter lehrte mich, nicht zu hassen“. Fred und Marianne Schwab, geborene Rothschild, in: <http://www.juedisches-leben-frankurt.de/home/biographien-und-begegnungen/biographien-r-v/familie-schwab.html>, 2015

Interview, Gespräche und Korrespondenz mit:

Anselm und Benjamin Hirsch, George Jacobi, George und Ilse Sakheim, Fred und Marianna Schwab, Frank und Ruth Siegel, Edith Sielski, Dia und Christel Ullmann, Felix Weil, Erika und Michael Zuntz.

Jahrbuch Hochtaunuskreis

**2017
25. Jahrgang**

**Schwerpunktthema
Kur und Fremdenverkehr**

(Diese Beiträge sind farbig hinterlegt)